

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten

Klöden, Karl Friedrich von

Berlin, 1890

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-1680

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Johann von Quitow versäumte nicht, sich mit Sobst in nähere Verbindung zu setzen, denn er hatte während seiner Gefangenschaft manchen Plan gemacht, bei dessen Ausführung ihm ein günstiges Verhältnis mit Sobst sehr zu statten kommen konnte, ja wo dieser, wenn nicht aktiv, wenigstens passiv eine Rolle übernehmen sollte. Er ging nach Berlin und machte dem Markgrafen seinen Besuch. Sobst war gegen ihn nicht weniger freundlich als gegen Dietrich und zeichnete ihn auf alle Weise aus. Auch Dietrich kam nach Berlin und beide Brüder mußten täglich mit ihm essen; sie machten zuweilen sogar seine einzige Gesellschaft aus.

Aber freilich dauerte es nicht lange, so wünschte er wieder einen Vorschuß von ihnen. Er beklagte sich, daß die Mark so wenig einbrächte, denn er hätte nicht einmal so viel, daß er seine Zehrung bestreiten könnte*). Beide Brüder waren willig, ihm auf sichere Gewähr eine Summe vorzustrecken und schlugen ihm als Pfand die Stadt Rathenow vor, welche bis dahin Joachim von Kerkow pfandweise inne gehabt hatte. Schon vor längerer Zeit hatte sich Dietrich erboten, diese Stadt pfandweise zu übernehmen, und Sobst hatte schon damals dem Kerkow gekündigt, ohne sich jedoch bestimmt darüber auszusprechen, ob er sie dem Quitow verpfänden wolle. Dietrich glaubte daher, die Sache von neuem in Anregung bringen zu müssen, ehe ihm ein anderer darin zuvorkam und Sobst ging gern darauf ein. Am 28. Januar 1409 wurden die Urkunden darüber ausgefertigt, wonach die Gebrüder Dietrich und Hans von Quitow die Stadt Rathenow mit allen Renten, Nutzungen, Früchten, Einkünften und Zubehör, mit Feldern und Heiden, mit Gras, Mühlen, Zöllen, Gerichten und aller Gerechtigkeit, wie sie Namen haben möge, für 600 Schock böhmische Groschen pfandweise erhalten, bis sie von ihnen wieder eingelöst wird**). — Sie betrachteten die Erwerbung dieses

*) Wusterwiß bei Haftiz ap. h. a. Angelus, Ann. march. S. 184.

***) Urkunde in v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. T. I. S. 10 f.

festen Havelpasses mit einem Schlosse und einem blühenden, gewerbereichen Städtchen mit Recht als sehr wichtig, denn von Rathenow wie von Plaue aus konnten sie sich nach der Mark und nach Magdeburg hin mit gleicher Leichtigkeit bewegen, und durch den Besitz beider Punkte waren sie Beherrscher des schiffreichsten Theils der Havel, deren Mündung ohnehin vom Schlosse Duitzhövel beherrscht wurde.

Allein Jobst brauchte mehr Geld, denn die 600 Schock reichten nicht lange zu. Er versammelte daher die Stände zu Berlin und trug ihnen vor, daß es sehr wünschenswert sei, die verletzten landesherrlichen Schlösser einzulösen, da ihm die Einkünfte eines jeden verpfändeten Schlosses entgingen, welche der Pfandinhaber als Zinsen für sein vorgeschossenes Kapital bezog. Natürlich wurden nicht bloß die Einkünfte sondern auch die Macht und das Ansehen des Landesherrn geschwächt, wenn seine Schlösser sich in fremden Händen befanden, und es war wirklich schon so weit gekommen, daß in der Mark fast alles verpfändet war. Die Vasallen waren übermächtig, der Landesherr unbedeutend geworden. Das Nachtheilige dieses Verhältnisses blieb den Vernünftigeren nicht verborgen und Jobst setzte es den Ständen auseinander. Er verlangte nun, die Stände möchten sich vereinigen und durch eine zusammen zu bringende Steuer ihm die Mittel verschaffen, die verpfändeten Schlösser wieder einzulösen. Zu dem Ende möchten sie den Betrag der Summe unter einander repartieren, so daß jeder von seinem Lehn eine verhältnismäßige Steuer zahle. Die Nützlichkeit der Maßregel wurde von den Ständen allgemein eingesehen, obgleich sich bei der Berechnung ergab, daß der Beitrag der einzelnen Städte und Mannen nicht unbedeutend sei, indem er z. B. für den Rat der Neustadt Brandenburg nicht weniger als 250 Schock böhmische Groschen betrug*). Allein man war nicht ohne Besorgnis, daß das Geld in Jobsts Händen eine andere Bestimmung erhielt. Die Städte Brandenburg, Treuenbriezen und Belitz erklärten sogar laut, daß sie sich mit der Maßregel nicht einverstanden erklären könnten; denn es seien noch nicht sechs Jahre vergangen, seit Markgraf Jobst unter dem Vorwande einer Schloßsteuer einen großen Schatz in der Mark gesammelt habe, womit er die verletzten Städte und Schlösser habe einlösen wollen. Allein man habe nichts davon gesehen; der Herr Markgraf habe den Schatz nach Mähren geführt und die Mark nach wie vor in Not und Anfechtung gelassen. Sie könnten sich daher nicht eher für den Vorschlag erklären, als bis sie sähen, daß wirklich für das Geld etwas eingelöst würde; dann wollten sie geben und beitragen, was man ihnen auferlegte. — Die übrigen Stände glaubten jedoch, Jobsts Zusage trauen zu können; man schlug die geäußerten Zweifel und Einreden

*) Wusterwitz bei Haftiz ap. h. a.

nieder und redete zu, sich in den Willen des Markgrafen zu fügen, da es immer böse sei, wider den Herrn zu fechten und gegen den Strom zu schwimmen. Die Städte gaben nach, und das Geld wurde zusammen gebracht.

Jobst war darüber sehr vergnügt, denn es war eine große Summe. Allein es kam nun noch darauf an, auch die Altmark zur Beisteuer zu vermögen, und darum reiste er am Sonnabend vor Esto mihi, den 16. Februar, nach Tangermünde und setzte seinen Antrag ins Werk, womit er den ganzen Sommer zu thun hatte.

Heinrich Winter hatte nach Beendigung seiner letzten Kriegsthat zwar sein Schwert wieder an den Nagel gehängt und sich seinen geistlichen Studien hingegeben, aber er wendete doch nicht selten sein Auge sehnsüchtig danach hin und zog das geistliche Kleid mit Widerwillen an. Arnold Freisack lag krank, und die Seinigen fürchteten, daß er es nicht mehr lange machen würde. Dieser Umstand hielt ihn in Brandenburg fest, sonst hätte er gern dem Drange seines Herzens nachgegeben und wäre nach Stargard gereist, um die Herzöge von Mecklenburg zu begrüßen.

Es war am Sonntag, den 24. Februar, vormittags, als Heinrich Winter in der St. Katharinenkirche unweit des hohen Chores während des Gottesdienstes in der Nähe eines Pfeilers kniete und betete. Er las andächtig in seinem Brevier und hatte absichtlich sein Auge abgewendet von seiner Umgebung, weil unfern von ihm eine reizende weibliche Gestalt kniete, durch deren Anschauen er schon einigemal aus seiner Andacht unwillkürlich herausgerissen worden war. Unwillig hatte er sich vorgenommen, ferner nicht aufzusehen und so bemerkte er nicht, daß seitwärts vor ihm ein geharnischter Mann stand und ihn sehr aufmerksam betrachtete. Zwei neben ihm stehende Knechte thaten desgleichen. Als endlich Heinrich mit seinen Gebeten fertig war, schlug er die Augen in die Höhe, und jene Knechte nickten ihrem Herrn lächelnd zu; Heinrichs Augen gingen zuerst nach der Stelle, wo die schöne Beterin gelegen hatte; aber sie war bereits verschwunden. Sowie er die Augen seitwärts wandte, fielen sie auf jenen Geharnischten, der ihn fast mit den Augen verschlang. Er erbehte, daß er leichenblaß wurde, als er ihn erkannte. Es war Johann von Quißow.

Bestürzt raffte er sich auf und schlich sich fort in das Gewühl der Andächtigen; Quißow sah ihm ruhig nach; eine Art von Spott schwebte um seine Lippen. Schnell enteilte Heinrich der Kirche und kam atemlos nach Hause.

Was ist das? fragte er sich. Hat der Quißow mich wirklich erkannt? Aber wie sollte er es in diesem Kleide? Warum aber sah er mich so aufmerksam an? Vielleicht hat er nur eine zufällige Ähnlich-

keit zu entdecken geglaubt? Bei ihm mag das wohl sein, aber auch bei den beiden Knechten? — Heinrich kannte sie nur zu genau, es waren eben jene beiden, welche nicht mit zur Prozession gegangen waren und die durch ihre Anwesenheit im Schloßhofs ihn verhindert hatten, den Herzog schon am Mittage zu befreien. Er kannte sie und ohne Zweifel sie ihn. Wahrscheinlich hatten sie ihren Herrn auf ihn aufmerksam gemacht, und dann war Duitzows Anstarren mehr als bloße Neugierde gewesen.

So vergingen etwa acht Tage und nach und nach fing Heinrich an zu glauben, daß der Vorfall bedeutungslos bleiben würde. Da war er eines Nachmittages in der Altstadt gewesen und auf der Rückkehr zur Neustadt begriffen, als ihn unterwegs ein Trauerzug aufhielt. Man trug einen Toten zur Stadt hinaus nach dem Kirchhofs der Nikolaiirche, und eine fromme Bruderschaft folgte, angethan mit einer Art mönchischer Kleidung und Wachskerzen tragend. Er erkundigte sich, wer der Tote sei und erfuhr, daß es ein Mann war, den er oberflächlich gekannt hatte. Es schien ihm darum eine Pflicht, mit zur Kirche zu gehen und bei der Seelenmesse für ihn zu beten. So schloß er sich denn dem Zuge an.

Als die Feierlichkeit zu Ende war und er mit den übrigen wieder zur Stadt gehen wollte, trat ein altes Weib an ihn heran und sprach: Junger Gesell, im Badehause ist jemand, der euch gar gern auf einige Worte sprechen möchte.

Indem sprangen drei Kerle, welche Heinrich als Duitzowsche Knechte erkannte, um die Kirchenecke hervor, warfen ihm eine Schlinge über den Leib, zogen zu und fesselten so seine Arme. Heinrich fing an um Hülfe zu schreien. Wenn du nicht stille bist, rief ihm der eine zu, so kriegst du eins auf den Kopf, daß dir das Schreien wohl vergehen soll. Willst du still sein, oder sollen wir dir das Maul zustopfen? Antworte!

Heinrich. Was wollt ihr von mir? Ich habe mit euch nichts zu schaffen. Laßt mich los!

Knecht. Antworte, ob du still sein willst?

Heinrich. Wenn's möglich ist.

Knecht. Bindet ihm die Hände!

Die drei führten ihn zum Kirchhofsthore hinaus zu einem vierten, der die hinter der Mauer versteckten Pferde hielt. Er wurde auf ein Pferd gesetzt, ein Knecht setzte sich hinter ihn und umgeben von den andern ging es in schnellem Trabe auf einem Seitenwege fort, auf dem man sicher war, dem Landreiter nicht zu begegnen. In einer Stunde hatte man Plaue erreicht.

Heinrich wurde vom Pferde gehoben und ins Schloß geführt. Hier löste man seine Bande und führte ihn in ein Zimmer, nachdem man sich überzeugt hatte, daß er unbewaffnet sei. Bald darauf trat Johann Duitzow herein.

Hab ich dich endlich erwischt, Patron? sprach er. Du hast wohl geglaubt, du würdest meinem Blicke in dieser Verkleidung entgehen? Da hast du dich geirrt. Ich werde dich bestrafen lassen, wie ein Herr seinen Knecht bestrafen läßt, der ihm den empfindlichsten Schaden verursacht und seinem Todfeind zur Flucht verhilft. Weißt du, daß ich dich aufhängen lasse? — Zuvor aber sollst du mir beichten, wer dich bestochen hat. Rede, Bube!

Heinrich. Niemand. Was ich gethan, habe ich aus eigener Bewegung gethan.

Johann. Ich verlange Wahrheit. Bedenke, daß deine Worte gezählt sind.

Heinrich. Ihr habt die Wahrheit gehört.

Johann. Thor, mich das glauben machen zu wollen! Was kummerte dich der Herzog.

Heinrich. Mehr, als ihr denkt. Sein Bruder hat mich als Kind vom Tode gerettet, mich wie mein zweiter Vater erziehen und unterrichten lassen, und Herzog Johann hatte mir große Wohlthaten erwiesen.

Johann. Dich, den Bäckerknecht, erziehen und unterrichten lassen?

Heinrich. Ich bin kein Bäckerknecht.

Johann. Habe ich dich als solchen nicht gemietet? Hast du als Bäcker nicht hier gearbeitet? Stehst du als solcher nicht noch in meinem Lohn und Brot?

Heinrich. Ihr habt recht und ich auch. Meine Kleidung, die keine Verkleidung ist, zeigt euch, daß ich mich dem Dienste der Kirche gewidmet habe.

Johann. Und mich auf doppelte Weise betrogen hast. Diese Ausrede soll dich nicht schützen. Ich habe dich als Knecht gemietet, du bist nicht entlassen und bist noch mein Knecht, ungeachtet du mich hintergangen und dich für etwas ausgegeben hast, was du nicht bist. In meinem Lohn und Brod hast du wie ein schlechter Knecht gehandelt zu meinem höchsten Schaden und bist mir davongelaufen wegen deines Schelmenstücks, das dir freilich nur zum Theil gelang, aber mich beinahe mit Brandenburg in einen Krieg verwickelt hätte. Und du, mit diesen schlechten Streichen, willst dich dem Dienste der Kirche widmen? Hast du den Galgen für eine Kirche angesehen? — Doch, was schwaze ich mit dem Glenden? Sein Verbrechen ist ja erwiesen. — Erkennt ihr ihn als denjenigen, der hier als Bäcker gearbeitet hat? fragte er die beiden Knechte, welche ihn hereingeführt hatten.

Die Knechte. Ja, Herr, er ist es.

Johann. Und du gestehst es ein?

Heinrich. Ich kann es nicht leugnen.

Johann. Bist du es, der dem Herzog aus dem Turm und über die Mauer geholfen hat?

Heinrich. Ja.

Johann. Hast du Mithelfer gehabt?

Heinrich. Nein.

Johann. Sein Verbrechen ist entschieden. Führt ihn in den Turm und schafft einen Geistlichen zur Stelle, daß er ihn zum Tode vorbereite.

Heinrich. Herr, wenn ihr auch gerechte Ursache habt, auf mich erzürnt zu sein, hört mich an, ehe ihr so Grausames beschließt. Ein Menschenleben ist nicht wieder zu erwecken, wenn man es erstickt hat.

Johann. Was ist an dem Leben eines so elenden Knechtes gelegen, wie du bist!

Heinrich. Dennoch nicht so elend als ihr denkt, und ich weiß es, ihr werdet anders über mich denken, wenn ihr mich kennt. Darum vergönnt mir zu reden und hört mich nur eine kurze Zeit an. Es ist nicht die Todesfurcht, welche mich zu dieser Bitte zwingt, denn als ich unternahm, was ich gethan habe, wußte ich, welch ein Lohn mir werden könnte; ich habe ihm Troß geboten und mich dadurch nicht schrecken lassen und werde auch jetzt noch, wenn es sein muß, zu sterben wissen. Aber euch möchte ich gern vor einem Unrecht bewahren.

Johann. Du sprichst sehr kühn. Wohlhan, so rede!

Heinrich. Als Rathenow von den Magdeburgern und Anhaltinern ausgepocht wurde, fand mich Herzog Ulrich, außerhalb der Stadt vorüberreitend, als dreijähriges Kind in Gesellschaft eines sterbenden Knechtes, der nicht mehr reden konnte, erbarmte sich mein und brachte mich nach Brandenburg zu Arnold Freisack, welcher mich auf jenes Kosten erzog. Ich war dem Dienste der Kirche geweiht, wer meine Eltern waren, ist unbekannt geblieben, doch meinte man allgemein, es seien gute Leute gewesen.

Johann. Redensarten!

Heinrich. Ich habe euch dort schon früher gesehen, denn ihr seid bei Meister Arnold öfter abgetreten, allein ich war ein Knabe, der eure Aufmerksamkeit nicht auf sich zog. Herzog Ulrich war mein zweiter, — ach, ich muß eigentlich sagen, mein einziger Vater geworden. Ist es dem Kinde zu verdenken, wenn es seinen Vater über alles liebt? — Ihm selber konnt' ich nicht vergelten, aber als sein Bruder nach Brandenburg kam, theilte ich meine Liebe zu Herrn Ulrich mit ihm; doch, was sage ich, — nein! ich empfand für ihn die gleiche Liebe wie für jenen, und sie wurde durch seine Wohlthaten nur um so mehr angefaßt, durch seine väterliche Sorge für mein Wohl und mein Heil. Was kümmerte mich sein Streit mit euch, der ich ja ohnehin noch ein

Knabe war? Nichts weiter, als daß ich hörte, ihr machtet ihm trübe Stunden und dafür haßte ich euch recht aufrichtig.

Johann. Nun, aufrichtig scheinst du wenigstens zu erzählen.

Heinrich. Als ihr ihn nun gar gefangen nahmt, litt meine Seele unaussprechlich. Ich machte Pläne, ihn zu befreien, was kummerte es mich, ob euch geschadet würde, es war mir gleichgiltig, ich dachte nicht einmal daran. Da suchte ich in euer Schloß zu kommen, einzig getrieben durch die Liebe zu meinem teuren Vater. Ich kannte von Ansehen das Geschäft des Bäckers aus dem Freisack'schen Hause. Das Übrige wißt ihr. Ach, wie konnte ich denn meiner Pflicht gegen den Herzog genügen, ohne gegen euch zu sündigen? War es nicht natürlich, daß ich das erstere mehr berücksichtigte als das letztere? Könnt ihr selbst es unbillig finden, wenn ich es that? O, wenn in eurem Herzen sich Liebe für einen Vater geregt hat, wenn dieser in einer Lage gewesen wäre, wie der Herzog, ihr hättet wohl auch nicht danach gefragt, wieviel Gefahr darauf stand, ihn zu retten, oder wieviel dabei seinem Feinde dadurch geschadet würde, daß ihr ihm zur Flucht verhaltet; denn jeden andern Schaden habe ich vermieden, wie euch wohl bekannt ist und ihr mir bezeugen werdet. Ich habe nicht gehandelt wie ein gemeiner Knecht, der sich noch die Taschen vollgesteckt und zum Überflusse, wenn er euch haßte, wie ich euch gehaßt habe, das Schloß in Brand gesteckt hätte, um sich und seinen Befreiten sicherer zu retten. Nicht rühmen will ich mich, daß ich es unterlassen, nur euch zeigen, daß ich euren Schaden nicht wollte, aber allerdings die Freiheit des Herzogs. Könnt ihr nun nicht anders, als mich wegen der Erfüllung meiner Kindespflicht strafen, — wohl! so bin ich bereit, auch das noch zu leiden, aber euch will ich wünschen, daß ihr in der Not jemanden finden möget, der sich durch mein Unglück nicht abhalten lasse, für euch daselbe zu thun, was ich für den Herzog that.

Johann. Bei aller deiner anscheinenden Aufrichtigkeit scheint dir doch List und Verstellung sehr zu Gebote zu stehen, denn nicht allein mich, sondern auch den alten Franz und alle Knechte hast du trefflich getäuscht. Und dabei verlangst du, man soll dir glauben?

Heinrich. Wenn es Täuschung gilt, wenn Wahrheit, soll beides lauter und rein sein und jetzt spreche ich Wahrheit. Über das, was hier geschehen, habe ich euch keine Unwahrheiten berichten können, denn das ist euch bekannt. Was meine Verhältnisse in Brandenburg betrifft, so dürft ihr nur, wenn ihr mich so lange leben lassen wollt, bei Arnold Freisack nachfragen lassen. Ja, ich stelle euch sogar einen euch angenehmeren Bürgen, euren Freund und Vetter den Bischof Henning von Bredow, der sich seit lange meiner väterlich angenommen hat und noch

jetzt mein wohlmeinender Gönner und Beschützer ist, — ich stelle euch allenfalls ganz Brandenburg als Zeugen.

Johann. Kecker Prahler! Was weiß Brandenburg von dir? —

Heinrich. Laßt nachfragen nach Heinrich Winter und man wird's euch sagen.

Johann. Heinrich Winter ist dein Name?

Heinrich. Ja!

Johann. Du bist doch nicht derselbe, der in meiner letzten Fehde, die mein Bruder für mich führte, den Magdeburgern ein Banner abgenommen hat?

Heinrich. Das Glück hat mir so wohl gewollt.

Johann ging ein paarmal im Zimmer schweigend auf und nieder. Es arbeitete etwas in ihm; dann blieb er vor Heinrich stehen und sprach: Du scheinst ein seltener Mensch zu sein.

Heinrich. Vielleicht! Ich weiß es nicht.

Johann. Wohlan! Um dieser tapferen That willen verzeihe ich dir deine unbesonnene Liebeshandlung gegen den mecklenburgischen Herzog. Wäge ein andermal besser ab, was du thust. Schade, daß du zu nichts Besserem geboren bist als zum Geistlichen. Mit dir sollte sich wohl etwas anfangen lassen.

Heinrich. Ich danke euch, Herr, für eure Güte und freue mich, daß ich mich nicht in dem Vertrauen auf eure Großmut betrogen habe. Ich wußte, ihr würdet mich nicht verdammen und ihr würdet es selbst nicht gethan haben, auch wenn ich das Banner nicht erobert hätte. Was euern Wunsch betrifft, so muß ich euch gestehen, daß ich weit mehr Neigung zum Waffenwerk in mir fühle als zum geistlichen Leben.

Johann. Ich konnt es mir denken. So gieb ihn auf, den geistlichen Stand.

Heinrich. Ohne zum Schild geboren zu sein? Da wäre ich Knecht mein Lebelang, und dazu bin ich zu gut.

Johann. Hast du gar keine Spur deiner Eltern auffinden können?

Heinrich. Sie müssen bei der Erstürmung von Rathenow, Gott weiß auf welche Weise, umgekommen sein, und der Knecht hat mich retten wollen. Er konnte nicht mehr sprechen als ich gefunden wurde, in meinen Kleidern fand sich keine Auskunft. Hier, diese Reliquie, die sich um meinen Hals fand, und welche ich seit der Zeit stets auf meinem Herzen getragen habe, ist das einzige, was vielleicht Auskunft geben könnte, weil hinten darauf die Buchstaben H. v. St. stehen. Aber ich habe noch keine erhalten können.

Johann. Zeige doch einmal her, das kommt mir bekannt vor. Sonderbar!

Er ging nach einer Truhe, wühlte darin umher und zog endlich

eine Reliquie, an einer goldenen Kette befestigt, daraus hervor, welche das genaue Ebenbild von Heinrichs Reliquie war und dieselben Buchstaben zeigte. Sie enthielt wie jene einen Knochensplitter, welcher, nachdem man die Kapseln geöffnet und beide herausgenommen hatte, genau an den andern paßte; offenbar waren beide nur Teile eines und desselben Ganzen. Heinrich stand verwirrt und in höchster Spannung da, er wußte nicht, was er sagen sollte. Endlich begann er: Um der Heiligen willen, Herr, wie seid ihr zu dem Heiligtum gekommen?

Johann. Es gehörte Henning von Stechow, welcher gegen mich focht und am Walde Bernitz im Gefecht erschlagen wurde; obgleich nicht von mir, habe ich mir doch zum Angedenken das Heiligtum aufgehoben, welches er an der Kette auf seiner Brust trug.

Heinrich. Heiliger Gott, Henning von Stechow ist mein Vater! Nun kann ich mir die Buchstaben auf den Kapseln deuten, nun weiß ich, warum die Nachricht seines Todes mich so seltsam bewegte und der Name Stechow auf mich einen so wunderlichen Eindruck machte. O Gott! Und ihr habt ihn erschlagen! — —

Johann. Nicht ich, er fiel nur gegen mich und den Vater kann dir keine Macht wieder geben. Dagegen weiß ich, daß seine Witwe noch lebt.

Heinrich. Wo? O sagt mir, wo finde ich sie?

Johann. Auf ihrem Turmhofe in Stechow, eine gute Meile östlich von meiner Stadt Rathenow.

Heinrich. Habt Dank für diese Nachricht, herzlich, innigen Dank. Kein Zweifel, daß sie meine Mutter ist, alles trifft zusammen, selbst die Nähe des Ortes mit Rathenow. Ich muß hin zu ihr, zu meiner Mutter; mein Gott, wie ist es doch ein so seliges Gefühl, eine Mutter zu haben, wenn man sie so lange entbehrt hat! O entlast mich, Herr, es giebt jetzt nur eine Stätte auf der Erde, an welcher ich Ruhe finden kann; erlaubt mir, sie aufzusuchen! —

Johann. Geh mit Gott, aber laß dich wiedersehen und bringe mir Nachricht.

Heinrich stürzte fort; Johann sah ihm mit unverkennbarem Wohlwollen nach. Hat mich der Mensch doch seltsam bewegt, sprach er vor sich hin, wie ich es lange nicht gewesen bin. Das ist keine Knechtsseele, die nur in dumpfer hündischer Treue thut, was sie nicht lassen kann. Ein wunderbarer Mensch, ein Schwärmer aus Dankbarkeit. Was gilt's, ich habe künftig einen Platz in seinem Herzen? Seltsam, daß mir das wohlthut!

Heinrich kam nach Hause, er wußte nicht wie; als er durch das Thor gegangen war, starrte er die Häuser plötzlich an, wußte nicht, wo er war und wunderte sich als er sich in Brandenburg befand. Er erzählte

im Freisack'schen Hause sein Begebnis, und ungeachtet der Zustand Meister Arnolds recht bedenklich war, kam man doch darin überein, er müsse sogleich nach Stechow. Er packte daher die Kleider, in welchen man ihn gefunden und die er aufgehoben hatte, zusammen, that sie in einen Känzel und wanderte fort.

Er konnte sich's nicht versagen, da ihn sein Weg durch den Wernitz führte, seitwärts vom Wege abzubiegen und die Stelle aufzusuchen, wo am Saume des Waldes das Gefecht vorgefallen war, in welchem sein Vater blieb. Ein alter Bauer zeigte ihm die Stelle, wo Henning von Stechow gelegen hatte. In tiefer Bewegung schaute er darauf hin, kniete dann auf dieselbe nieder und betete für die Ruhe seiner Seele. Heilige Schauer umflossen ihn. Das geheimnisvolle Flüstern des Waldes schien ihm leise etwas zu sagen, dessen bedeutungsvollen Inhalt er wohl verstand, aber nicht in Worte auflösen konnte. Wie ein tiefes Geheimnis ruhte es in seiner Seele und durchströmte sein Inneres als zöge darin eine ferne Wetterwolke vorüber, vor welcher seine ganze Natur in ehrfurchtsvolles Schweigen versank, bis sie sich in dem Regenschauer einer Thränenflut kühlte und Erquickung fand.

Heinrich wanderte tief bewegt weiter. Über Bamme erreichte er Stechow, welches von Brandenburg nur drei Meilen entfernt liegt. Bald war der Turmhof gefunden. So wie er hineintrat in den Hof, frischten sich Bilder aus seiner frühesten Kindheit auf, als würde verblichene Schrift plötzlich wieder lesbar. Dort stand ja das Taubenhaus, das ihm als Kind mit seinen gurrenden Bewohnern soviel Freude gemacht hatte, die, wenn sie sich im Sonnenlichte erhoben, wie Feuerfunken geleuchtet und gleich darauf in schneller Wendung nur wie graue Punkte erschienen waren. Auch das alte Hundehaus mit seinen roten gedrehten Knöpfen war da, obgleich es nicht so prächtig und groß sich darstellte, wie seine Phantasie es ihm vorgemalt hatte. Das übrige war ihm fremd geworden, er konnte sich dessen nicht erinnern.

Er näherte sich dem seitwärts liegenden Herrenhause. Ein Franziskanermönch trat soeben aus der Thür, begleitet von einer ältlichen Frau von stattlichem Ansehen. Er machte gegen Heinrich das Kreuz und sprach: Der Herr segne deinen Eingang.

Und deinen Ausgang, antwortete Heinrich und blieb stehen, denn die alte Frau geleitete den Mönch bis zur Pforte des Gehöfts und kehrte langsam und sinnend zurück. Heinrich grüßte sie ehrerbietigst.

Was ist euer Begehr, junger Gesell, sprach die Frau zu ihm, wollt ihr zu mir?

Heinrich. Wenn ihr die Witwe Henning von Stechows seid, ja!

Frau. Die bin ich, wie euch zum Teil schon mein Witwenkleid zeigt. Was führt euch zu mir?

Heinrich. Ach gar viel für mich recht Freudiges. Aber erlaubt mir, euch in eure Kammer zu geleiten, denn es ist manches, was ich euch mitzuteilen habe.

Die Frau schüttelte den Kopf und sagte: Tretet ein, wiewohl ich nicht begreife, was ihr einer armen verlassenen Frau zu sagen habt. Sie öffnete die Thür. Es war ein einfaches Zimmer, in der Mitte stand ein behangener Tisch; seitwärts, in der Nähe des Ofens stand ihr Betstuhl und darüber hing ein gut gemaltes Heiligenbild.

Man setzte sich. Neugierig beschaute die Frau sein Gesicht und sprach dann: Ich wüßte nicht, daß ich euch schon gesehen hätte und doch spricht aus euren Zügen etwas Bekanntes. Seid ihr schon früher hier gewesen?

Heinrich. O Gott, das ist ja eine von den Fragen, die ihr mir beantworten sollt. Ja, ich glaube, ich bin schon hier gewesen, aber es ist lange her, wohl fünfzehn Jahre.

Witwe. Da müßt ihr noch ein kleiner Knabe gewesen sein, und seit der Zeit ist euer Gesicht gewiß ein anderes geworden.

Heinrich. Sagt mir, werthe Frau, ist eure Ehe kinderlos gewesen?

Witwe. Ach nein, sie war es nicht, aber ich habe die Mutterfreuden nicht lange genossen. Einen Knaben hatte mir Gott bescheert, ach, einen lieben, schönen Knaben, der heranwuchs und gedieh, daß Gott und Menschen daran ihre Freude hatten. O ich habe ihn beschützt wie meinen Augapfel, ich habe ihn geliebt mehr als mich selber, er war meines Lebens Lust und Wonne. Da mußte sich mein seliger Herr eine Zeitlang in Rathenow aufhalten, weil er eine Fehde hatte und wir hier auf dem unbewehrten Hofe nicht sicher waren; er hatte uns, wie ihr wohl denken könnt, mitgenommen. Mein kleiner Henning war viertelhalb Jahr alt. Plötzlich brach das Unglück über Rathenow herein, von dem ihr wohl gehört haben werdet, daß die Magdeburger die Stadt erstiegen und gräßlich darin hausten. In dieser Schreckensnacht wußten wir nicht, wo wir uns verbergen sollten. Sowie die Nachricht kam, daß die Feinde in der Stadt seien, rief mein seliger Herr: Laßt uns rasch das Thor gewinnen und zur Stadt hinaus flüchten, denn draußen sind wir sicherer als hier. Wir flüchteten fast nackt durch den Baumgarten, ein Knecht trug meinen kleinen Henning neben mir. Aber als wir nun auf die Straße traten und uns dem Thore nähern wollten, hörten wir Geschrei, eine feindliche Rotte mit einer Fackel kam um die Ecke und stürzte auf uns zu. Mein seliger Herr setzte sich zur Wehre und wurde verwundet, einige Bürger kamen ihm zur Hülfe und es wurde ein großes Getümmel; man drängte mich von ihm hinweg und als ich mich zu ihm hinarbeiten wollte, erhielt ich einen Schlag auf den Kopf, daß ich besinnungslos niederstürzte. Nach mehreren Stunden erst kehrte

mein Bewußtsein wieder, ich lag allein in der finstern Straße, ich raffte mich auf und wollte fort. Da fiel ich über einen Körper, es war mein seliger Herr, der ohnmächtig vom Blutverlust da lag. Mit Geschrei und Weinen brachte ich ihn wieder zu sich, wankend geleitete ich ihn zurück durch den Garten in unser Haus. — Ach Gott, unser Henning war mit dem Knechte verschwunden und wahrscheinlich erschlagen. Niemand hatte ihn gesehen. Drei Tage und drei Nächte habe ich gesucht nach ihm in jeder Straße, in jedem Winkel, ich habe nicht der Feinde wütend Drohen, nicht ihren frechen Spott gefürchtet, ich habe fieberisch zu Gott gebetet, ich habe Belohnungen versprochen, — alles vergebens! — Mein kleiner Henning war und blieb verloren und ist es noch, trotz aller Zähren!

Heinrich vermochte sich nicht mehr zu halten. Er stürzte mit ausgebreiteten Armen auf seine Mutter zu, umschloß sie und schrie: Er ist es nicht mehr, geliebte Mutter, dein Henning liegt an deinem Herzen!

Sie suchte ihn erschrocken abzuwehren und rief: Mein Gott, was macht ihr, was sprecht ihr? Ihr wäret mein Henning? — — Mein verlornes Kind?

Blickt her, rief Heinrich, kennt ihr noch dies Heiligtum? — und er riß seinen Rock auf.

Witwe. Herr des Himmels und der Erden! es ist mein Kind, mein verlornes Kind, mein Henning! O komm an meine Brust, laß mich die lang entbehrte Wonne genießen, mein Kind wieder an meinen Busen drücken zu können! Ach, wie soll denn diese Freude Platz haben in meinem Herzen, sie ist gar zu groß, gar zu gewaltig. Ja, ja, ich fühlte es wohl, du warst mir nicht fremd, es sind die jugendlich verklärten Züge deines Vaters, welche mir aus deinem Gesichte entgegensehen, o Gott, aus diesem lieben Gesichte. Kommt her, rief sie, als ein Knecht und eine Magd bei dem lauten Geschrei ihrer Frau hereingetreten waren, kommt her und freut euch! O Gott, wie die Menschen dastehen, wie die Stöcke! Freuen sollt ihr euch, ich befehle es! Seht, das ist euer Herr! O komm her und laß dich noch einmal küssen, noch einmal an das Herz drücken, ach, wenn ich mich doch nur mit einem Male so recht ausweinen und zugleich so recht auslachen könnte. Andres! küsse deinem Herrn die Hand; Liese auch; geschwind! Aber mein Gott, so freut euch doch!

Andres und Liese küßten die Hand. Aber gestrenge Frau, wir wissen ja noch gar nichts, sagt uns doch, was vorgegangen?

Witwe. Hört ihr's denn nicht, ich habe meinen Sohn wieder, ist denn das nicht genug? Ach, mir ist es das Höchste, was ich wünschen konnte, und sie wollen noch mehr wissen, als wenn es noch mehr geben könnte! Geht nur hinaus, ihr kalten Seelen, und laßt mich allein mit

ihm, mit dem Kinde meines Herzens, denn nun hat mein Herz wieder etwas zu lieben und weiß, wo es hingehört.

Die Beiden sahen sich bedenklich an und schlichen hinaus. Wir gehen mit ihnen, denn nicht vermöchten wir dem Gefühl des Sohnes und der Mutter ferner Worte zu leihen.

Die ersten Tage vergingen noch unter stürmischen Empfindungen und Liebkosungen von beiden Seiten. Als endlich die Aufregung sich beschwichtigte, wurden die nötigen Schritte besprochen und gethan, welche erforderlich waren, um Heinrichs Anerkennung gerichtlich und gesetzlich feststellen zu lassen, was unter den obwaltenden Umständen keine Schwierigkeiten machte. Heinrich Winter legte seinen Namen ab und hieß nun Henning von Stechow. Er war unschlüssig, ob er seine geistliche Laufbahn fortsetzen sollte. Es sprach eben so viel dafür als dagegen. Die Familie war nicht sehr begütert. Außer dem Dorfe Stechow besaß er nur noch Teile von Hoppenrade und Kriele und einige unbedeutende Einkünfte aus einigen andern Dörfern. Er durfte daher hoffen, am ersten in der Kirche zu Ansehen zu gelangen, aber von der andern Seite hatte er eine viel größere Neigung zu den Waffen. Endlich entschied er sich für das letztere. Doch wollte er noch mit seines Vaters Bruder, Nicolaus von Stechow, dem Besitzer des Dorfes Renhausen, sprechen, der in Brandenburg wohnte*).

Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt reiste er wieder nach Brandenburg zurück und kam eben zu rechter Zeit, um Meister Arnold Freisack zu Grabe zu geleiten. Er widmete ihm, dem treuen Beschützer seiner Kindheit, aufrichtige Thränen und setzte eine ansehnliche Gabe zu Seelenmessen für ihn aus. Die Söhne setzten seine Wirtschaft fort.

Nach langem Kampfe und sorgfältiger Besprechung mit Nicolaus von Stechow und mit dem Bischof von Brandenburg entschloß sich Heinrich, sein geistliches Kleid abzulegen. Der Bischof war sehr herzlich gegen ihn und nahm an seinem Glück den innigsten Anteil. Beide versprachen, einander auch künftig in Liebe zugethan zu bleiben, sich öfters zu sprechen und gegenseitig zu unterstützen. Auch nach Plau reiste Heinrich, um Johann von Duitzow zu benachrichtigen, was aus ihm geworden. Dieser billigte seinen Entschluß und wußte ihn ganz für sich einzunehmen, wobei ihm freilich das Dankgefühl in Heinrichs Brust sehr zu statten kam. Auch schenkte er ihm die Reliquie, welche er von seinem Vater besaß.

*) Landbuch der Mark Brandenburg S. 119, 124—127.